

Kein Ort, an dem man bleibt – Maria Odoevskaya

Wenn mich jemand fragt, woher ich denn komme, nein, also, welche Nationalität haben Sie, wo sind Sie denn aufgewachsen, ich meine: was sind Sie, dann würde ich am liebsten sagen: ich bin Migrantin. Ich würde gerne sagen, dass man nichts Wichtiges oder auch nur Interessantes über mich erfährt, kennt man meinen Start- oder Endpunkt, ich würde sagen, dass man mehr über mich wirklich nicht wissen muss, ich würde sagen, dass ich selbst nicht mehr über mich weiß. Weil ich verstehe, was man hören will, wenn man mir diese Fragen stellt, sage ich: Moskau. Ich verstehe, dass man das, was ich gerne sagen würde, nicht versteht.

Ich bin Migrantin. Nur dessen bin ich mir sicher. Ich verschlucke mich an jeder Benennung, bevor ich sie aussprechen kann, ich habe keine Meinung ohne „aber“, ich denke, also bin ich – noch nicht überzeugt. Man fragt mich, wo ich lebe, und weil ich verstehe, was man hören will, sage ich: in Hamburg. Was sich weniger falsch anfühlen würde:

Liminal space, I:

Seit ich irgendwann im Halbsatz das Falsche gesagt habe, will sie mir Fahrrad fahren beibringen, der pflastersteinbedeckte Platz vor der Schule ist gerade leer genug. Meine Füße zittern auf den Pedalen ihres Fahrrads, ich bin 17 und komme mir unheimlich dumm vor.

„Früher konnte ich das.“

Ich war 7, als ich in Blankensee zum ersten Mal ohne Stützräder fuhr. Die Haltestellen auf dem Weg zur Migrantinnenunterkunft kann ich auch mit 17 noch auswendig, vergessen, sie zu vergessen. Ich kann nicht aussteigen an einem zehn Jahre entfernten Ort, tue es trotzdem, trete in meine verwehten Fußstapfen. Wenige Monate nach unserem Auszug wurde die Unterkunft geschlossen, das haben wir schon damals gewusst. Toiletten auf den Gängen und der Bariton eines übenden Opersängers im Zimmer über uns, in unserem: ein Campingkocher, vielleicht ein Kühlschrank, vielleicht doch zwei Betten und nicht eins für meine Mutter und mich. Ich weiß nicht mehr, wo das Gebäude stand, was auch immer ich hier verloren habe, ich werde es nicht finden. Die Regentropfen zerstäuben unentschieden in der Luft, statt auf dem Asphalt aufzuschlagen. Es ist kein Ort, an dem man bleibt.

Liminal space, II:

Seit einer halben Stunde wirft der Mann Münzen in den Spieleautomaten. Es ist fünf Uhr, nachts, nicht morgens, vor dem Morgen versteckt man sich am besten in der Pizzeria am ZOB. Ich bereue es schon jetzt, dich geküsst zu haben, du sicherlich auch. Du magst mich, weil ich Russin bin, weil ich Migrantin bin, dir gefällt Russland und meine Geschichte, und beides verstehst du nicht. Ich dachte, ich mag dich, wahrscheinlich beneide ich dich nur. Ich frage dich, ob dieses Gefühl kennst, nachts alleine auf Bahnhöfen oder draußen im Regen vor den warm leuchtenden Fenstern eines Hotels, diese so boden- wie formlose Traurigkeit, dieses Loch in der Brust, und du nickst – Fernweh nennst du das. Wegen Fernweh verweist du diesen Sommer schon wieder, Tschechien, Russland, Guatemala, hier hält dich so wenig, Lübeck ist kein Ort, an dem man bleibt. Du bist hineingeboren worden in diese Stadt und diese Sprache und diese Arroganz derer, für die Reisen eine hübsche Zeile im Lebenslauf ist und nur eine kleine Kerbe im Budget. Du kennst keine Sehnsucht; du kriegst, was du willst. Deine Wurzeln sind dir so selbstverständlich, dass du denkst, du könntest ohne sie leben. Ich weiß, dass ich es kann.

Liminal space, III:

Die Arroganz, die sich kurz vor dem Schulabschluss im Nacken festsaugt wie ein Blutegel, wenn man zugleich zu jung und zu alt ist für diese Stadt, Lübeck ist kein Ort, an dem man bleibt. Ich kenne keine Patrioten, nur Suchende, Wartende, die nicht wissen wollen, wie fest dieser Pflastersteinboden sie hält. Ich kenne niemanden, der sich nicht durch das Backstein-Welterbe bewegt wie durch einen dunklen Tunnel, ich kenne niemanden, der Marzipan mag oder „Die Buddenbrooks“ gelesen hat. Was ich kenne, ist Rastlosigkeit, Ungeduld, meine eigene Arroganz und Scham, wenn ich frühere Freunde in der Innenstadt treffe: „Na, auch immer noch hier?“ Was ich kenne, sind Ateliers so klein wie Wohnzimmer in der Museumsnacht, was ich kenne, ist keine Stadtgeschichte, aber immer noch verdammt viele Haltestellen, was ich kenne, ist ein Verirren mit Absicht, wenn meine eigenen vier Wände mir kein Zuhause mehr sind. Was ich nicht kenne, ist ein Zuhause. Was ich nicht kenne, ist ein anderes Zuhause als in verwehten Fußstapfen, im Suchen und Warten und in der Unentschiedenheit, im Nichtangekommensein und Nieankommenkönnen, in ständiger Migration. Alle Städte, in denen ich fremd bin, kann ich lieben oder hassen, nur diese nicht; dafür kenne ich sie zu gut. Lübeck ist kein Ort, an dem man bleibt; es ist der einzige Ort, an dem ich bleiben kann.